Sonnenbad vor Umbau in ein Naturbad – noch fehlen Millionen

Auf Geldgeber angewiesen Für die Sanierung benötigt der Binninger Trägerverein weiterhin 6,5 Millionen Franken. Er hofft für die Finanzierung auf die beiden Basel.

Benjamin Wirth



Thomas Holinger, Mister Sonnenbad, ist überzeugt, dass es gut kommt. Er sagt: «Wir schaffen das.» Foto: Nicole Pont

Wer mit Thomas Holinger über die Sanierung des Sonnenbads spricht, kann rasch einmal skeptisch werden: Redet dieser Mann die Situation einfach nur schön, und blendet er die Probleme, die gegenwärtig zu reden geben, vielleicht sogar bewusst aus?

Man muss sich Holinger, der als Mister Sonnenbad gilt und im Vorstand des gleichnamigen Trägervereins sitzt, als Daueroptimist vorstellen. Als jemanden, der keine Zweifel aufkommen lassen will, dass alles gut wird, dass man auf Kurs ist. Als einen auch, der sagt: «Wenn mir alle einreden wollen, dass ich es sowieso nicht schaffe, dann geht es für mich erst richtig los.»

Tatsächlich aber kann man dieser Tage durchaus kritisch einwerfen: Das «Sunnebeedli», wie das beliebte Gartenbad auf dem Margarethenhügel in Binningen auch genannt wird, steht gerade vor einer ungewissen Zukunft.

Sonnenbad-Spenden

Dabei ist längst klar, dass die in die Jahre gekommene Anlage grundlegend renoviert werden muss. Es liegt sogar ein fixfertiges Projekt vor (Kostenpunkt: 10,4 Millionen Franken), und der Baustart im 2027 ist auch bereits geplant.

Doch noch ist offen, wie die Arbeiten finanziert werden sollen. Dem Verein sowie der dazugehörigen Stiftung fehlen noch rund 6,5 Millionen Franken. Aus eigener Kraft kann man die Ausgaben nicht stemmen; man ist auf Spenden angewiesen.

Eine Mission impossible? Holinger entgegnet: «Wir schaffen das.»

Zuletzt ging er auf viele potenzielle Geldgeber zu, ob in Stadt, Land, Politik oder Wirtschaft, superreich oder nur ein bisschen reich: Er habe keine Chance verpassen wollen, neue Supporter zu finden. An jedem Anlass, «an jeder ‹Hundsverlochete›», wie er sagt, frage er Leute, ob sie dem Sonnenbad helfen wollten.

Die Christoph-Merian-Stiftung (zwei Millionen Franken), die Koller-Ritter-Stiftung (eine Million) und die Bürgergemeinde Binningen (100'000 Franken) unterstützen das Projekt bereits grosszügig. Hinzu kommen rund 100'000 Franken an Kleinspenden.

Und, nicht zu vergessen: Der Binninger Einwohnerrat hat diesen Sommer ebenfalls entschieden, dem Sonnenbad mit einer Finanzspritze von 500'000 Franken beizustehen.

Aber eben, es reicht noch immer nicht.

Holinger hofft deshalb auf weitere Subventionen. Die beiden Kantone sollen in die Bresche springen, eine entsprechende Anfrage für Swisslos-Gelder wird im Baselbiet demnächst beantwortet, in der Stadt fordert man fünf Millionen Franken – der entsprechende Vorstoss ist im Grossen Rat hängig.

Dass ein privater Verein derart auf die Behörden angewiesen ist, weckt zugleich aber auch Misstrauen. Im Binninger Einwohnerrat haben Bürgerliche angemerkt, dass es fragwürdig sei, wenn der Staat mit Steuergeldern in eine Infrastruktur investiere, die sich im Eigentum einer privaten Trägerschaft befinde. Das wecke weitere Begehrlichkeiten.

Holinger widerspricht: «Unser Beedli besuchten diesen Sommer über 26'000 Leute. Wir sind kein privater Verein, der lediglich den eigenen Mitgliedern zur Verfügung steht, sondern eine öffentliche Institution. Unsere Anträge sind folgerichtig.»

> **«Wenn mir alle einreden wollen, dass ich es sowieso nicht schaffe, dann geht es für mich erst richtig los.»**
>
> **Thomas Holinger**
> Vorstandsmitglied, Verein Sonnenbad

Im Becken fallen Plättli ab

Dass das Sonnenbad aufgepeppt werden muss, ist hingegen unbestritten. Das Restaurantdach hält nicht mehr richtig, im Becken fallen die Plättli ab, und die Garderoben sind marode. Eine Weiterführung wie bis anhin ist laut Holinger nicht mehr rentabel, der Unterhaltsbedarf sei zu hoch.

Gleichzeitig wird das «Beedli» nach der Sanierung den traditionellen Charme verlieren. Der Verein plant nicht nur eine Erneuerung, sondern eine komplette Umgestaltung: Statt der heutigen zwei kleinen Becken soll ein Naturbad entstehen, wie es in Riehen bereits eines gibt.

In einer ersten Etappe sollen nun die Becken umgebaut werden, im kommenden Sommer wäre das Bad gesperrt. Allein dafür braucht man aber noch 800'000 Franken, Verein und Stiftung spekulieren auf den Baselbieter Swisslos-Fonds.

Und wenn das nicht klappt? Holinger winkt ab. Aus Naivität, Daueroptimismus, oder hat er vielleicht einen weiteren Geldgeber in der Hinterhand, bevor gar nichts mehr geht?

Der Mister Sonnenbad lächelt die Frage weg: «Dazu sage ich nichts, aber es kommt gut.» Kommt es das?

«Pensionierte sind keine Platzverschwender, die man entsorgt»

Basel Rosmarie Wydler-Wälti wohnt in einem 7-Zimmer-Haus, was in der Kommentarspalte eine Debatte auslöste.

Die 76-jährige Co-Präsidentin der Schweizer Klimaseniorinnen, Rosmarie Wydler-Wälti, wohnt mit ihrem Mann zu zweit in einem Haus mit sieben Zimmern und nennt das selbst asozial. Mehr als zwei Drittel der Einfamilienhäuser in der Schweiz gelten laut Bundesamt für Statistik als unterbelegt. Wydler-Wältis Aussage löste in der Kommentarspalte eine heftige Debatte aus, die weit über diesen einen Haushalt hinausgeht. Es geht um Eigentum, um die wahren Ursachen der Wohnungsnot und um die Frage, wer eigentlich die Last tragen soll.

Wer entscheidet, wie gross jemand wohnen darf? Für einen grossen Teil der Kommentierenden ist die Sache klar: Wie jemand wohnt, geht niemanden etwas an. Wer sein Eigentum erarbeitet hat, soll darin bleiben dürfen, solange er will und es sich leisten kann.

Pensionierte als Sündenbock?

Das Wort «asozial» stösst vielen besonders sauer auf, weil es aus einem bezahlten Lebenswerk plötzlich ein unverdientes Privileg mache. «Erst heisst es, ihr Zuhause sei unterbelegt, dann wird ihr Bleiben als asozial bezeichnet. So komplimentiert man ältere Menschen mit moralischem Druck aus ihren Häusern. Pensionierte sind keine Platzverschwender, die man mit schlechtem Gewissen entsorgt», heisst es aus der Leserschaft. Nur vereinzelt wird gefordert, man müsse im Alter eben loslassen können.

Viele Stimmen sehen in der Häufung solcher Artikel keinen Zufall, sondern ein Ablenkungsmanöver. Statt bei den Einzelnen, so der Vorwurf, müsse man bei Immobilienspekulation, Renditeerwartungen und fehlendem bezahlbarem Wohnraum ansetzen. «Der Vorwurf an ältere Menschen, zu viel Wohnraum zu beanspruchen, verlagert ein strukturelles Markt- und Systemversagen auf die individuelle Ebene. Rentnerinnen sind nicht verantwortlich für ein strukturelles Problem neoliberaler Marktlogiken», argumentiert ein Leser. Mehrere fordern, «endlich die systemischen Ursachen aufzuzeigen, statt eine Neiddebatte zu befeuern».

Lohnt sich der Umzug in eine kleinere Wohnung überhaupt? Immer wieder wird unter den Kommentierenden betont, dass ein Umzug finanziell oft keinen Sinn ergebe. Wer im abbezahlten Haus mit kleiner Hypothek wohne, bezahle für eine kleinere Neubauwohnung häufig mehr. «Was, wenn das Haus abbezahlt ist und die Bewohner keine Hypothek bezahlen und dann müssen sie in eine teure 2- oder 3-Zimmer-Wohnung wechseln. Können die Senioren dies überhaupt bezahlen?», schreibt ein Leser. Mehrere rechnen vor, dass neue kleine Wohnungen auf dem Markt teurer seien als die alte grosse Bleibe und dass eine Familie das grosse Haus ohnehin nicht finanzieren könne.

Früh Veränderung anstreben

Andere halten dagegen, der Verkaufserlös würde für eine Mietwohnung locker reichen. Neben aller Kritik berichten auffällig viele von ihrem eigenen Weg. Sie schreiben, sie hätten ein Haus oder eine grosse Wohnung aufgegeben, ausgemistet und fühlten sich heute wohl, oft zugunsten einer jungen Familie.

«Ich bin der festen Überzeugung, dass viele einfach zu lange zuwarten. Also nicht warten, bis es zu spät ist, sondern die Veränderung einfach früh genug planen und durchführen!», schreibt eine Leserin. Sie rät, den Schritt «rechtzeitig und freiwillig» anzugehen. Manche verweisen auch auf Alternativen wie Untervermieten oder Wohngemeinschaften. Andere argumentieren: «Ich habe mir einen Untermieter gesucht. Ich bin super happy über das neue Zusammenleben. Ich empfehle das allen Pensionierten.» Dass es eine ganz persönliche Entscheidung bleibt, betonen dabei fast alle.

Tanja Opiasa

Basler Zeitung

Gegründet 1842 (National Zeitung) und 1844 (Basler Nachrichten)

Herausgeberin. Tamedia Publikationen Deutschschweiz AG

Leserschaft. 82'000 (MACH-Basic 2024-2)
Digital: 117'400 (Mediapulse Online Content Traffic Data, 02/23).
Verbreitete Auflage: 29'880 Exemplare (WEMF 2024)
Davon verkaufte Auflage ohne Replica: 27'229

Abonnementspreise. shop.bazonline.ch

Verleger. Pietro Supino

Chefredaktion Tages-Anzeiger. Raphaela Birrer (rbi), Chefredaktorin. Matthias Chapman, stv. Chefredaktor. Ueli Kägi (ukä), Andreas Kunz (aku).

Redaktion. Aeschenplatz 7, Postfach 2250, 4002 Basel, Tel. 061 639 11 11, redaktion@baz.ch, vorname.name@baz.ch

Chefredaktion. Nina Jecker, Chefredaktorin (nij), Oliver Sterchi, Stv. (ost), Laila Abdel'Al, Assistenz

Inserateaufgabe Print: Tel. 044 248 40 30, E-Mail: inserate@baz.ch

Druck. DZB Druckzentrum Bern AG, Zentweg 7, 3006 Bern

Ombudsmann. Ignaz Staub, Postfach 116, 6330 Cham 1, ombudsmann.tamedia@bluewin.ch

Ausführliches Impressum online oder in der BaZ-Freitags-Ausgabe

Für die Herbstmesse reist Jutta (74) extra aus Deutschland an – «Es ist so sauber hier»

Goldener Herbst Grosseltern mit ihren Enkeln, eine Gruppe aus Luzern, Künstlerinnen und Künstler; sie alle lockt es an die Basler Herbstmesse. Wir haben mit ihnen gesprochen.

Manuela Humbel



> **«Es macht Spass, hier mit den Farben zu experimentieren, sonst ist alles so grau in grau.»**
>
> **Wiebke (67)**



Jutta (74) aus Bochum ist wegen der Herbstmesse für eine Woche nach Basel gereist. Fotos: Manuela Humbel



> **«Ich habe keine Höhenangst, aber da oben habe ich schon etwas das Bibbern bekommen.»**
>
> **Alice (30)**

Der Morgen sah am Mittwoch in Basel vergleichsweise düster aus, es war dunkel, frisch, die Leute in dicke Schals und Jacken gemummelt. Spätestens am Nachmittag dann die Kehrtwende: Der Himmel – gespickt mit weissen Wölkchen – leuchtet blau hinunter, Messebesucherinnen und -besucher, darunter Grosseltern mit ihren Enkeln, Kita-Gruppen, Elternteile mit ihren Kindern, laufen zu milden Temperaturen vergnügt über die verschiedenen Plätze.

Eine Frau telefoniert hörbar für die Menschen um sie herum mit ihrem Mann: «Willst du eine oder zwei Portionen?» – «Ja, die kann man sicher auch mitnehmen», dann an den Verkäufer beim Stand gerichtet: «Mein Mann liebt Currywurst. In Basel haben wir selten so gute.» Sie plaudern eine Weile.

Nebel, Musikfetzen, Geschrei

Die Leute sind an diesem goldenen Herbstnachmittag gut gelaunt, wirken entspannt. Weiter unten am Barfi stehtx eine Frau, Allgemein sind an diesem Nachmittag auffallend viele Grosseltern mit ihren Enkeln unterwegs. In Richtung Kaserne bei der Rheingasse weist ein Mädchen ihren Grossvater im 8er-Drämmli an: «Da ist die Haltestelle. Da steigen wir aus!» In der Ochsengasse Richtung Kaserne kommen lachende Mütter mit ihren Kindern, junge Paare und Freundesgruppen entgegen. Vor der neuen Achterbahn «High Explosive» stehen die Leute bereits am Nachmittag Schlange. Nebel, Musikfetzen und Geschrei weht über den Platz, die Kaserne ist um circa 15.30 Uhr schon gut besucht.

Mitten im Gewimmel steht Jutta (74) aus Bochum. «Ich bin wegen der Herbstmesse extra nach Basel gekommen», sagt sie. «Mir gefällt alles hier, der Petersplatz mit den vielen kleinen Buden, die Kaserne, der Messeplatz. Ich kaufe immer sehr viele Andenken, wenn ich hier bin.» Besonders gefalle ihr an Basel, «dass es überall so sauber ist. Ich wollte gerade ein Foto davon machen».

Die Mutter und Grossmutter bleibt eine Woche in der Stadt am Rheinknie, es ist das vierte Mal, dass sie für die Basler Herbstmesse hier ist. «Es ist rundum schön hier. Toll finde ich auch, dass die Messe in der ganzen Stadt verteilt ist und dass alles genommen und ist extra aus Luzern an die Basler Herbstmesse gereist. «Das machen wir jedes Jahr», sagt Alice. «Am liebsten mag ich das Magenbrot an der Herbstmesse und das ‹Pilz-Hüsli›.»

Mitten im Gewimmel und Gewusel auf dem Kasernenareal sitzt Wiebke (67) auf einem Klappstuhl, auf dem Schoss ein Skizzenbuch und eine Box voller farbiger Stifte, umgeben von zwei weiteren Künstlern. «Wir sind von einem Kurs der Schule für Gestaltung und machen gerade Urban Sketching», erzählt sie.

«Es macht Spass, hier mit den Farben zu experimentieren, sonst ist alles so grau in grau», sie blättert durch ihr Skizzenbuch, in dem vor den Bildern zur Herbstmesse dunkle Sketche auftauchen. «Diese Stimmung hier, die gibt einem Energie. Immer wieder kommen Leute vorbei und schauen uns zu, aber das bekomme ich gar nicht so mit, ich bin so auf meine Skizze konzentriert.»

Wiebke sei «zwar schon 67 Jahre alt», aber habe hier beim Skizzieren bei der Kaserne «immer noch Spass wie ein Kleinkind», sie lacht und widmet sich dann wieder ihrem Werk, den bunten Lichtern und Bahnen vor ihr.

Urban Sketching im Gewusel

Endlich wieder Boden unter den Füssen haben Alice (30), Marco (35) und Patricia (33), die gerade vom «Aeronaut», einem 80 Meter hohen Kettenkarussell kommen. «Ich habe keine Höhenangst, aber da oben habe ich schon etwas das Bibbern bekommen», sagt Alice. Ansonsten würde sie von den Bahnen an der Basler Herbstmesse jedoch eher die Preise anstelle der Angst abhalten.

Die Gruppe um Alice hat sich zum Geburtstag von Marco freigenommen und ist extra aus Luzern an die Basler Herbstmesse gereist. «Das machen wir jedes Jahr», sagt Alice. «Am liebsten mag ich das Magenbrot an der Herbstmesse und das ‹Pilz-Hüsli›.»

Mitten im Gewimmel und Gewusel auf dem Kasernenareal sitzt Wiebke (67) auf einem Klappstuhl, auf dem Schoss ein Skizzenbuch und eine Box voller farbiger Stifte, umgeben von zwei weiteren Künstlern. «Wir sind von einem Kurs der Schule für Gestaltung und machen gerade Urban Sketching», erzählt sie.

«Es macht Spass, hier mit den Farben zu experimentieren, sonst ist alles so grau in grau», sie blättert durch ihr Skizzenbuch, in dem vor den Bildern zur Herbstmesse dunkle Sketche auftauchen. «Diese Stimmung hier, die gibt einem Energie. Immer wieder kommen Leute vorbei und schauen uns zu, aber das bekomme ich gar nicht so mit, ich bin so auf meine Skizze konzentriert.»

Wiebke sei «zwar schon 67 Jahre alt», aber habe hier beim Skizzieren bei der Kaserne «immer noch Spass wie ein Kleinkind», sie lacht und widmet sich dann wieder ihrem Werk, den bunten Lichtern und Bahnen vor ihr.

Jeffery's Steak wird 50 – darum zieht das Kult-Schnitzelbrot die Massen an

Petersplatz Jeffery Sandragesan blickt auf eine lange Karriere zurück – von einfachen Anfängen bis zur Freundschaft mit einem König.

Das Rezept für Jeffery's Steak ist denkbar einfach. Zwei leicht geröstete Toastscheiben, ein gewürztes Schweinsplätzli («Senf, Pflanzenöl, Kräuter, Gewürze, wenig Salz», wie es auf der Zutatenliste heisst), und wer mag, garniert das Fleisch mit der hauseigenen Chilisauce. Diese Schnörkellosigkeit zieht die Massen wieder und wieder in Jeffery's Steakhouse am Petersplatz. Dieses Jahr feiert Jeffery Sandragesan, der Besitzer des Standes, sein 50-Jahr-Jubiläum an der «Mäss».

Noch heute steht der 77-Jährige jeden Tag am Grill – mit dem Siegelring, dem schwarzen «Chef Jacket» und dem wachen Blick eine beeindruckende Erscheinung. Die Beliebtheit des Standes sieht er als Generationenwerk: «Meine ersten Kunden hatte ich in den 70ern. Die haben ihre Kinder an die Mäss mitgebracht. Und diese Kinder brachten wiederum ihre Kinder mit. So geht das immer weiter», sagt er, als die BaZ vorbeischaut.

Dass das Steak «Kult» wurde, hat aber auch damit zu tun, dass Sandragesan in den 70er-Jahren eine Marktlücke entdeckte. Um das zu verstehen, ist ein Blick zurück notwendig.

Den Nachtzug verpasst, in Basel geblieben

Geboren in einfachen Verhältnissen in Malaysia, kam er als 20-Jähriger nach Basel. Weil er den Nachtzug nach London verpasst habe – dort wollte er eigentlich Wirtschaft studieren –, sei er in Basel geblieben, erzählt er. «Ich kam bei einem Freund unter, den ich auf meiner Reise durch Asien nach Grossbritannien kennen gelernt hatte.»

In der Wohngemeinschaft an der Florastrasse lernte er nach ein paar Wochen seine Frau kennen («love at first sight», wie er in seiner charakteristischen Mischung aus Englisch und Schweizerdeutsch sagt) und entschloss sich, hierzubleiben.

Die Anfänge waren bescheiden. Sandragesan hielt sich mit Gelegenheitsjobs über Wasser, fuhr beispielsweise um zwei Uhr morgens mit dem Velo Zeitungen aus, bei Regen und bei Schnee. Eine Turnlehrerausbildung brach er bald wieder ab: «Skifahren und Schlittschuhlaufen waren nicht mein Ding», sagt er lächelnd.



Stand-Besitzer Jeffery Sandragesan am Grill. Foto: Dominik Plüss

In der Gastronomie hatte er dafür umso mehr Erfolg. Am Marktplatz eröffnete er 1973 einen Stand und begann, Gewürze zu verkaufen – Curry, Chili, Koriander und vieles mehr. Südostasiatische Geschmackswelten waren damals in Basel völlig neu. Gleichzeitig begann er, als Koch für Private zu arbeiten – insbesondere für den «Daig», wie er erzählt.

1976 kam dann der Stand an der Herbstmesse – und mit ihr das legendäre Schnitzelbrot. «Damals gab es nur Würste oder Burger an der Mäss. Das Steak war eine Anpassung an diese Esskultur. Allerdings mit einem würzigen, indischen Touch.»

Als dunkelhäutiger «Fremder» war es für Sandragesan nicht immer einfach. «Manche Leute mieden den Stand wegen meiner Hautfarbe.» Auch ausserhalb der Messe gab es diskriminierende Begegnungen: «Leute, die im Tram den Sitzplatz wechselten, Vermieter, die keinen schwarzen Mann in ihrem Haus haben wollten.»

Aber: «I took it easy.» Solche Begegnungen habe es sehr selten gegeben, betont er. Er habe versucht, mit Fleiss, Disziplin und Anpassung sich zu integrieren. «When in Rome, do as the Romans do», sagt er.

Vom Standbetreiber zum vermögenden Unternehmer

Und er hatte damit Erfolg. Aus den Ständen an Marktplatz, Herbstmesse und Grün 80 wurden zwei Restaurants – das erste indische, danach das erste thailändische Restaurant – und Sandragesan vom Standbetreiber zum vermögenden und erfolgreichen Unternehmer.

Spätestens da war Sandragesan das, was man ein respektiertes Mitglied der Gesellschaft nennt. Anfang der 90er amtierte er kurze Zeit als Grossrat für die LDP – «das war nicht mein ‹Game›» – und machte sich auch als Mäzen einen Namen. Sein Netzwerk ist gross und reicht von Basel bis nach Malaysia. Seit 35 Jahren ist er Honorarkonsul von Malaysia und mit dem ehemaligen König, der ein Faible für Schweizer Uhren hat, befreundet.

Auch heute scheint «tout Bâle» an den Stand zu kommen. Sandragesan und seine beiden Kinder Christina und Sascha, mit denen er den Stand betreibt, schütteln zahlreiche Hände und halten hier und dort einen Schwatz. Man ist ganz selbstverständlich per Du. Ob Zufall oder nicht, kommt der Leiter Messen und Märkte, Manuel Staub, vorbei und überreicht die Ehrenurkunde zu 50 Jahren Herbstmesse.

Eine Frage bleibt: Wie geht es mit dem Stand weiter? «Solange ich noch da bin, wird es den Stand geben», betont er lächelnd. Seit vielen Jahren schon seien seine Kinder an Bord. «Die Nachfolge ist also gesichert.»

Nic Engel